

VIKTORIA WALTZ

## Der Raum zum Leben wird immer enger

**M**ein letzter Besuch in der Heiligen Stadt lag um die Jahreswende 87/88. Die jungen Leute, die Shebab (auf arabisch: Jugendliche), hatten gerade mit der Intifada begonnen und lösten bei allen PalästinenserInnen Begeisterung aus.

Aber es gab auch schon Zeichen der Härte, der Unerbittlichkeit unter den israelischen Falken. Wohnungsminister Sharon (der Verantwortliche für das brennende Beirut) hatte in der Altstadt von Jerusalem gleich zu Beginn der Intifada ein Haus in der Al-Wad-Straße besetzen lassen und demonstrativ die israelische Fahne aus dem Fenster heraus gehißt und einen riesengroßen Hanukkaleuchter auf das Dach setzen lassen.

Ein Jahr davor, also 1986, hatte ich mich auf die Untersuchung solcher Orte in der Altstadt konzentriert, in denen Symbole israelischer Anwesenheit den Blick irritieren: die israelische Fahne über einem Geschäft in der Al-Wad-Straße, das offensichtlich palästinensische Artikel anbietet; der zionistische Stern auf einer Tür inmitten eines palästinensischen Wohnquartiers in der Khaldiye-Straße, eine hebräische Werbetafel gegenüber einem Eingangstor, das allen die Rückkehr eines Hadj-Reisenden ankündigt, die frisch renovierte Fassade eines Hauses, bewacht von Soldaten inmitten eines sonst vernachlässigten und verarmten palästinensischen Quartier.

Es handelt sich um die kleinen Anzeichen der Anwesenheit von Siedlergruppen. Diese sind seit 1967 zuerst fast unbemerkt Haus für Haus in die islamischen und christlichen Viertel der Altstadt eingedrungen und leben dort seit einigen Jahren von Militär geschützt inmitten einer verunsicherten palästinensischen Nachbarschaft. Häufig selbst bewaffnet, gehören sie rechtsextremen Gruppen wie Gush Immunim und der Kach-Bewegung an und haben sich zum Beispiel als Ziel gesetzt, „den Tempel wieder zu errichten“, „die heilige Stadt von allem Nichtjüdischen zu befreien“, oder „Jerusalem zurückzuerobern“.

Ich war gespannt, was sich seit meinen For-

schungen damals in der Altstadt getan hatte.

### **Jerusalem — ein Herzstück der territorialen Annexionspolitik Israels**

Schon seit der Besetzung im Jahre 1967, in den letzten fünfzehn Jahren also, hat sich die Situation Jerusalems entscheidend geändert. Es wurden neue Grenzen gezogen, die 1982 zu territorialen Grenzen Israels erklärt wurden. Mit einer großen Zahl an „Siedlungsgürteln“, so der Sprachgebrauch der StadtplanerInnen, wurde die Stadtentwicklung israelisch geformt. Etwa 150.000 israelische BewohnerInnen sind in diesen Siedlungen sesshaft geworden und sorgen für die geplante Bevölkerungsrelation von 70 Prozent Juden zu 30 Prozent Nicht-Juden. „Der große Teil der Bewohnerentwicklung im jüdischen Sektor wurde durch die Regierung initiiert, um politische Ziele zu erfüllen — die Einheit der Stadt zu bewahren und dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung jüdisch ist“, heißt es in einer Broschüre des Jerusalem-Komitees zur Stadtplanung.

All diese Großsiedlungen sind auf Westbank-Land entstanden. Die EigentümerInnen — BäuerInnen der umliegenden Dörfer und BewohnerInnen der erst im 19. Jahrhundert errichteten „modernen“ Vororte der Altstadt — wurden dafür enteignet. Palästinensische Orte mußten Land abgeben, so zum Beispiel Beit Safafa, Sharafat, Sur Baheir, Um Tuba, Jebel al Muqabr, Abu Tur, Silwan, Abu Diz, Azariya, Jebel Zeitun, Wadi Joz, Jebel Skoba, Lifta, Shufat, Beit Iksa, Beit Aqsaba, Beit Hanina, Al Ram, Kufr Aqab, El Jib und Bir Nabala. Auf diesen Grundstücken entstanden rings um das alte palästinensische Jerusalem die Satellitenstädte Beit El, Atarot, Neve Jakoob, Pisgat Zev, Ramot Allon, Sanhedrin, Ramot Eshkol, French Hill, Shapira, Mt. Skopus, Talpiot, Gilo, Efrat und Maale Adumim.

Die Zionistische Weltorganisation (WZO), die immer noch für „Neulanderschließung“ in Israel zuständig ist, hat den Ausbau Jerusalems zu einer Schwerpunktaufgabe erklärt und sammelt in der gesamten jüdischen Welt dafür die notwendigen Gelder. Die Erfolge sind deutlich

sichtbar: das Jüdische Viertel in der Altstadt, der Grün- und „Kultur,-Gürtel um die Altstadt herum und die neuen Siedlungs-Gürtel im Osten der Stadt auf Westbank-Gebiet haben bereits große Veränderungen des Altstadtbildes erwirkt.

### **Der Bau von Siedlungen — ein altes Muster zur Gebiets-Annexion**

Mit der Planung in und um Jerusalem herum steht die WZO in der Tradition der Zeit vor 1948, vor der israelischen Staatsgründung. Damals besaß sie ganz allein die Aufgabe, das notwendige Land für die Entstehung israelischer Städte und Dörfer zu beschaffen sowie für die entsprechende Verteilung von ImmigrantInnen zu sorgen. Das betraf die strategischen Siedlungsprojekte zur „Kontrolle des Küstenstreifens“, zur „Einflußnahme auf das Jordanwasser“ in der Region Hula im Norden, zur „Beherrschung der fruchtbaren und strategisch bedeutsamen Ebene Marj Ibn Amar“, heute Yezreel-Ebene, zum Zugriff auf das „Tor zur Wüste“ Bir Saber (heute Ber Sheva) und den „Korridor“ nach Jerusalem. Die besondere

*„Leistung“ der WZO für den Staatsbildungsprozeß bestand schon damals darin, Fakten an Bodenbesitz, Bodenbearbeitung und -besiedlung geschaffen zu haben. Dieses erfolgreiche Herbeiführen von Fakten hat 1947 die Vereinten Nationen dazu gebracht, Palästina aufzuteilen und die Bildung eines jüdischen Staates auf altem arabischen Land gegen den ausgesprochenen Willen der palästinensischen Bevölkerung zu beschließen.*

*Geht in Jerusalem heute das gleiche vor sich? Bereiten die Siedler schlicht die politische und international akzeptierte Annexion Gesamt-Jerusalems vor?*

### **„Sie kommen von oben und unten“ - Die schrittweise Annexion der Altstadt**

Vor vier Jahren befand sich der Schwerpunkt der Altstadt-Besiedlung in der Khaldiye-Straße. Sie wurde zum Ort heftiger Auseinandersetzung. Das Militär bewachte in „heißen“ Phasen den Eingang zum Abu Snene-Block Tag und Nacht. Ich kam gerade eines Morgens dazu, als erneut eine palästinensische Familie ihr Haus verlassen mußte: die Karakiye-Fami



*Besetztes Haus mit israelischer Flagge*

lie, die seit 1948 in dem Haus wohnte und nachweislich Pachtrechte gekauft hatte. Heute hat sich die heiße Zone in die Al-Wad-Straße und ihre Umgebung am Bab al Hadid verlagert. In der Nähe des alten Mauerbogens, auf dem nun der Hanukkaleuchter Sharons befestigt ist, sitzen regelmäßig Soldaten und kontrollieren das Kommen und Gehen der arabischen NachbarInnen.

In der Khaldiye-Straße haben die Fakten bereits gewirkt, die Lage der SiedlerInnen scheint gefestigt: gegenüber der Jeshuva Shuvat Benim im Quartier der Abu Snene Familie kündigt auf der frisch renovierten Fassade ein neues Schild von der Anwesenheit einer neuen „Jeshuva“ (Gemeinde) — die israelische Fahne ragt etwas höher aus einem Fenster heraus. In der Straße weiter oben ist das Haus der Lehrerfamilie in ihre Hände übergegangen, dort, wo vor vier Jahren nur ein Zionstern an der Tür darauf hinwies, daß jüdische Aktivitäten zu erwarten waren. Hussein's Werkstatt ist nicht mehr da. Nur die alte Kämpferin Rifgat Sulaima harrt noch in ihrem Kellerraum aus, in den sie sich vor den Siedlerfamilien mit dem

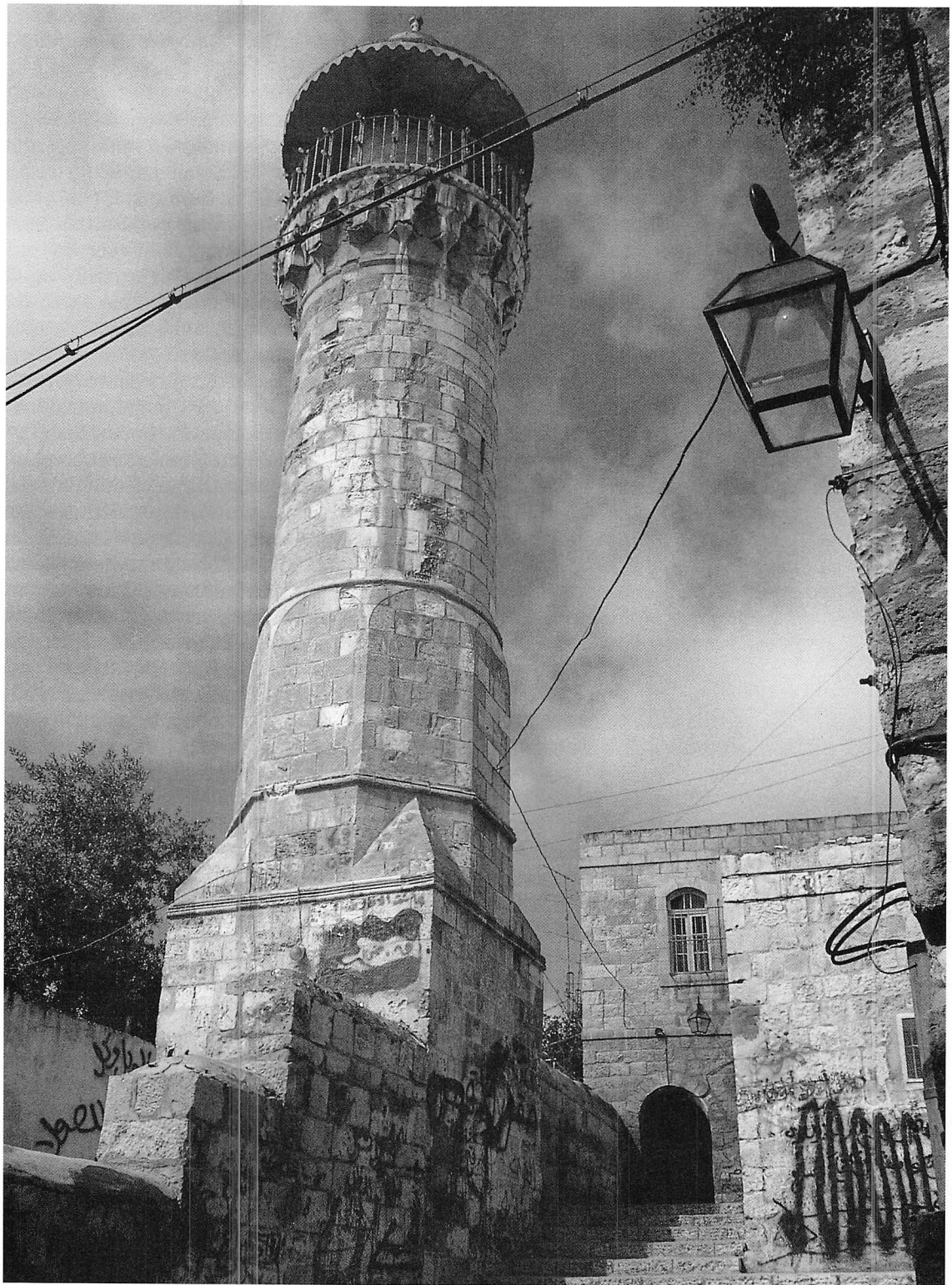
Schwur geflüchtet hatte: „Hier tragen die mich nur tot heraus! Freiwillig werde ich niemals gehen“.

Sie hatte damals die Vermutung ausgesprochen, daß die Shuvat Benim Mitglieder, die sie aus ihrer Wohnung hinausgeworfen und den gesamten Wohnhof in Beschlag genommen hatten, an diesem Haus in der Saraya-Straße solch großes Interesse hätten, weil es von hier aus unterirdische Gänge zum ehemaligen Tempelberg gebe, dem heutigen Haram al Sharif. „Ihr werdet noch sehen, sie kommen von unten und von oben, um uns zu vertreiben“, prophezeite sie schon 1986.

Und sie hat recht behalten. Über dem Suq in ihrer unmittelbaren Nähe sind die Dächer begehbar gemacht worden. Wer hat dort Zugang? Die SiedlerInnen, SchülerInnen der Shuvat Benim, kommen aus dem jüdischen Viertel, benutzen diese Passage, gehen an den MieterInnen einer neu gegründeten Jeshuva vorbei, die direkt über den PalästinenserInnen wohnen und in deren Töpfe schauen können, und gelangen von hier aus schnell herunter in die Khaldiye-Straße in ihr Bethaus im Sneneblock.



*Die palästinensischen Häuser werden nicht renoviert*



*Parolen in den palästinensischen Farben an den Hauswänden der Altstadt von Jerusalem*

„Wir dürfen dort nicht entlanggehen“, sagt mir ein Junge ängstlich, der mich allzugern begleitet hätte, um etwas Geld zu verdienen. Er mag diese Gefahrenzone nicht betreten.

Von dort suche ich die Aqbat al Silsila auf. Vor vier Jahren war dort nur ein Militärposten stationiert. Jetzt sehe ich gleich mehrere neu renovierte Gebäude. Auch hier bewegt sich die israelische Fahne leicht im Morgenwind. Wo ist die Familie mit dem kleinen Mädchen, das dort oben auf brüchig gewordenem Balkon seine Schularbeiten zu machen pflegte? Im Weitergehen entdecke ich sogar ein Geschäft der neuen Siedler, in dem sie religiöse und zionistische Schriften anbieten — während die arabischen Läden zur Mahnung an den Beginn des Libanonkrieges geschlossen haben.

Bab al Hadid: Vielleicht ein Hundert Anhänger der Gruppe Ateret Cohanim gehen von Soldaten begleitet zur sogenannten „Kleinen Mauer“. Sie halten ihr demonstratives Gebet unter den Augen der palästinensischen Familie ab, deren Haus einzustürzen droht, weil diese Gruppen unsachgemäß darunter nach Resten des Salomontempels gegraben haben. Die Bilanz ist erschreckend. Vier Jahre sind noch nicht vergangen und alle mutmaßlichen Pläne der Siedlergruppen, Häuser zu besetzen, sind mehr als erfüllt. Es wurde binnen vier Jahren eine neue Realität unter dem Hanukka-leuchter und der blauweißen Fahne geschaffen.

Die israelische Gesellschaft bedient sich dieser Symbole auch in der übrigen Westbank mehr und mehr. Mehr als früher begegnen uns israelische moderne Busse auf den Landstraßen, die SchülerInnen und Arbeitskräfte aus den Siedlungen zu ihren Schulen und Arbeitsplätzen in die israelischen Großstädte transportieren. Sie sind geflaggt, Militärjeeps eskortieren sie vorn und hinten.

### **Aggressive Besatzerpolitik und Enteignung auch in der Westbank**

Das Besiedlungsprogramm geht auch in der Westbank ungehindert weiter. Mehr als vor vier Jahren sehe ich die schöne mediterrane Hügellandschaft durchpflügt von großen Straßen, die zu neuen Siedlungen führen. Mehr als vor vier Jahren wachsen diese Siedlungen von den Hängen herab, besetzen die Hügelkuppen

und nähern sich den Rändern der Städte und Dörfer. Der Sharonplan, der eine Umkreisung Jusealems, Ramallas, Beithlahems, Hebrons (arab.: Al Khalil), Nablus und Jenins vorsieht, nimmt Gestalt an.

Auch subjektiv wird das inzwischen den BewohnerInnen der Westbank ganz deutlich. Nicht nur, daß die Siedlungen sich dem Horizont nähern, der sie direkt umgibt. Die FreundInnen spüren jetzt, daß ihre eigenen Entwicklungsvorstellungen unrealistisch geworden sind. „Wer weiß, ob wir im nächsten Jahr noch Kirschen in unserem Garten ernten können?“, fragt Umm Nidal mit einem traurigen Blick auf den Berg vor der neuen Siedlung, die in unserem Blickfeld liegt. Erbarmungslos geht die Enteignungswelle um. Meron Benvenisti, der ein Gegner der Besetzung ist und sich von seinem früheren Bürgermeisterposten unter Teddy Kollek verabschiedet hat, um über die Besetzung zu forschen, stellte bereits 1986 fest, daß über 55 Prozent des Westbank-Bodens von Israel konfisziert sind. Als Militärische Sperrzone der Nutzung durch die PalästinenserInnen zumeist entzogen, wurden große Gebiete entlang des Jordanriffs, im Hügelland östlich von Jerusalem und entlang der sogenannten „Grünen Grenze“ zwischen Westbank und Israel enteignet. Da diese Gebiete vor allem Weideland waren, fiel es den städtischen BewohnerInnen nicht so sehr auf. Sie hörten nur von den Klagen der Hirten, deren Herden immer wieder von Soldaten aufgebracht wurden, weil sie in „Militärischem Sperrgebiet“ weideten. Wer wußte schon, daß dieses Land bereits konfisziert war.

Heute aber klagt jede Familie, mit der man spricht, über Bodenprobleme. Die Enteignung rückt an die Städte heran. Und der Kreislauf ist simpel und systematisch: Jedes Stück Land, das nicht bebaut wird, wird neuerdings extra hoch besteuert — eine Unmöglichkeit für eine Gesellschaft, die selbst ökonomisch schwach ist und die nach dem Golfkrieg auch noch die Unterstützung durch die reicheren Verwandten außerhalb des Landes, in Irak und Kuwait verloren hat.

Wer nicht baut, wer Land „brach liegen“ läßt, kann enteignet werden — so die israelische Rechtslage, die sich auf militärische „regulati-

ons“ der englischen Mandatsregierung aus dem Jahre 1945 beruft. Aber selbst wer bauen will — und das sind viele, denn die Gesellschaft ist fruchtbar und benötigt dringend mehr Wirtschafts- und Wohnraum — kann nicht bauen. Denn zumeist erhalten die palästinensischen AntragstellerInnen keine Genehmigung. Dieses Land bleibt unbebaut und wird schließlich enteignet. Dabei sind heute die Menschen mehr denn je auf das Gemüse und das Obst angewiesen.

### **Militär und Polizei regeln das Leben unter der Besatzung**

Der Entzug des Bodens geht an die Substanz der palästinensischen Gesellschaft. Wer sich wehrt, wer trotzdem baut, bekommt die unbeugsame Härte der Besatzungsmacht zu spüren. Hunderte von Häusern sind in den letzten drei Jahren niedergerissen worden, weil sie angeblich ohne Genehmigung errichtet wurden. Und die tägliche Schikane wird immer unerträglicher. Die ältere Generation, die die Besatzung 1967 traumatisch erlebte, hat sich mit vielem abgefunden: mit dem stundenlangen Warten für irgendeine Kleinigkeit bei der Militärbehörde; mit den Razzien in den Wohnvierteln; mit der Unsicherheit auf den Straßen nach Einbruch der Dunkelheit. Man ging eben abends einfach nicht mehr vors Haus. Bis die Shebabas anfangen, Steine zu werfen.

Inzwischen stehen Militärposten fast in jedem größeren Quartier auf einem Dach und beobachten das tägliche Geschehen. Morgens, zwischen zehn und zwölf, kommen oft Soldatengruppen in Ramallah auf den Markt, werfen das Obst von den Tischen, trampeln darauf herum, lassen sich die Ausweise der Händler zeigen, nehmen diesen oder jenen mit, laden manchmal auch das Obst einfach auf ihre Jeeps und fahren davon.

„Man geht besser gegen sechs Uhr morgens einkaufen“, sagt Umm Nidals Tochter, „dann kann man ihnen aus dem Weg gehen.“ Sie hat dabei selbst fast keine Zeit. Seit sie in einer Frauengruppe mitarbeitet, hat ihr die Militärbehörde eine neue Schule weit weg von ihrer Stadt zugewiesen, weil sie „ein Sicherheitsrisiko“ darstellt. Die Schulen beginnen seit dem Golfkrieg, nachdem sie monatelang geschlos-

sen waren, schon um sieben Uhr. „Sie haben Angst, daß die Schüler Steine auf die Siedlerbusse werfen“, lacht die Lehrerin über diese neue Schikane. Immerhin zwingt diese Maßnahme sie dazu, sich schon um sechs Uhr auf den Weg zu ihrer neuen Schule zu machen.

Vor jeder Schule ist inzwischen ein Militär-Posten aufgestellt. Die Soldaten kommen manchmal in die Schule, verprügeln den Lehrer, nehmen SchülerInnen fest. „Wie können wir unter diesen Umständen überhaupt noch Autorität vermitteln?“, klagt Abu Naser, ein alter Lehrer aus Beithlahem.

Abends ist es nicht ratsam, auf die Straße zu gehen. So wird eine Gesellschaft, deren Gewohnheit es war, abends die Nachbarn zu besuchen, draußen zu sitzen, die kühle Luft zu genießen, gezwungen, sich in den Häusern aufzuhalten, sich auf die eigenen Familie zu beschränken.

In die Dörfer sollten wir uns besser nur in Begleitung bewegen, riet man uns. Wenn man uns für Israelinnen hielte, könnten wir Probleme bekommen. Denn dort wird von den Shebabs das Kommen und Gehen kontrolliert, um auf unvorhergesehene Überfälle der Militärs reagieren zu können. Wir suchten ein Taxi, um von einem Stadtteil in den anderen zu gelangen, und hatten Mühe, eines zu finden. Und dann berichtet uns der endlich gefundene Fahrer: „Ihr habt Glück. Heute morgen haben sie zwanzig Autos konfisziert. Sie nehmen sie, setzen sich in Zivil hinein, legen ein Palästinensertuch vorne auf die Ablage hinter die Scheibe und fahren scheinbar unerkannt in die Dörfer, um junge Shebabas aus ihren Häusern zu verhaften. So versuchen sie, heimlich in die Dörfer zu gelangen.“

Nadja, die aus Deutschland zu Besuch bei ihrer Familie in Nablus ist, stöhnt über den nächtlichen Terror. „Nachts fahren die Militärjeeps oft durch unser Wohngebiet, drehen die Sirenen auf, spielen Musik, schreien irgendetwas über die Lautsprecher und reißen uns aus dem Schlaf“. Ein befreundeter Arzt stellt fest: „Herzinfarkte finden wir jetzt schon gehäuft bei den Dreißig- und Vierzigjährigen. Das ist ja auch kein Wunder, wenn du nicht weißt, ob du heil nach Hause kommst, ob deine Kinder noch lebend aus der Schule kommen, ob deine Brüder, dein Vater nicht verhaftet und unter Folter-

qualen irgendwo zu irgendwelchen Geständnissen gezwungen wurde.“

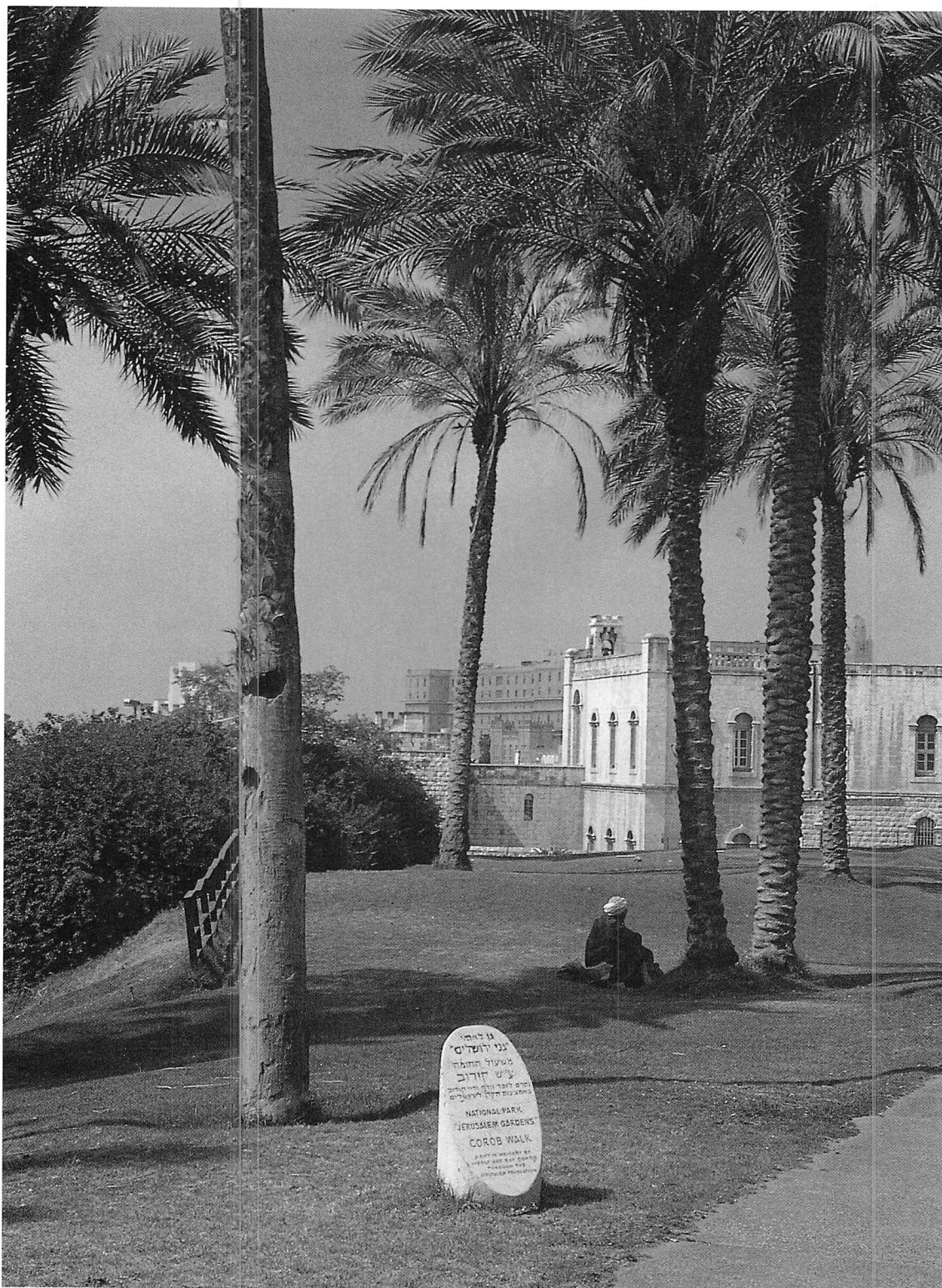
Nur eine halbe Stunde saßen wir in Ramalla im Eiscafé. Wir sahen in dieser Zeit drei Verhaftungen auf der Straße: ein Junge auf dem Fahrrad, der von einem Militärjeep fast umgefahren wurde; ein junger Mann, der dort die Straße entlang ging, angehalten und dann festgehalten wurde; ein anderer junger Mann, der aus seinem Haus kam und ohne Umschweife, nachdem er seinen Ausweis zeigen mußte, im Jeep verschwand; eine japanische Fotojournalistin, die eine Weile festgehalten und ausführlich kontrolliert wurde — der japanische Außenminister war gerade zu Besuch und hatte sich eines der Flüchtlingslager angesehen.

### Vom Leben und Überleben

Ist es verwunderlich, daß es trotz allem Eisdieben gibt, in denen die SchülerInnen nach der Schule einen Milchshake schlürfen gehen? Eigentlich schon, aber auch wieder nicht. Denn natürlich muß das Leben weitergehen, und natürlich geben die Menschen nicht auf, wie uns Rita G. versichert: „Die Intifada mag an Euren Fernsehern nicht mehr so spektakulär aussehen. Aber sie ist nicht tot. Natürlich waren wir zwei Wochen nach dem Ende des Golfkrieges noch geschockt. Schon wieder waren Hoffnungen zerbombt worden. Aber dann haben wir uns wieder zusammengerafft. Wir geben nicht auf. Wir haben ja keine Wahl. Die Intifada ist eine Lebensform geworden. Eine Form der Lebenshilfe und der Solidarität.“



*Straßenkontrolle in Jerusalem*



*Auch das gibt es, das friedliche Jerusalem*